



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Geheimnisse.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

Die Geheimnisse.

Fortsetzung der vorhergehenden Erzählung.

Werkwürdige Correspondenz

des Autors mit verschiedenen Personen.

(Als Einleitung.)

Mein Herr!

Unrädert gewisse Schriftsteller und sogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur großen Lüge, und anderer der gesunden Vernunft schließlichen Fantasterei nicht in dem besten Rufe stehen, habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas sind, ausnahmsweise für einen wackern, gutmüthigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegenstand überzeugen. Womit habe ich alter schlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlassener Kanzleiaffistent, ich Mann von seinem Verstande, humanen Sitten, großer Wissenschaft, ich Ausbund von gutem Herzen und seltener Denkungsart, womit, sage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publikum in Berlin zur Schau stellen, und in dem Taschenkalender von diesem Jahr nicht allein alles erzählen, was sich mit dem Herrn Baron Theodor von S., mit der fürstlichen Pflanzbefehlenden, und mir begeben, sondern mich noch dazu (ich habe alles erfahren) abkonterfeien lassen nach dem natürlichen Leben, und in Kupfer stechen, wie ich lustwandelte mit meinem Herzenskinde über den Pariserplatz durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtleidern, und mich erhebe über des Herrn Barons unvermutheten Besuch. Ich Ihnen vielleicht mein elektrophorischer Haargopf, warum zugleich mein Reisebesteck befindlich, in die Duceere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenstrauß mißfallen? Haben Sie etwas dagegen, daß das Pupillenkollegium auf Eppern mich zum Vormunde der — Ja! nun bitten Sie, ich werde den Namen der Schönsten gerathen hin schreiben, damit Sie ihn auch ausschreiben können in Taschenbüchern und Journalen. Das lasse ich aber stehen, sondern frage bloß im Allgemeinen, ob Sie viel mit der Verfügung jenes cyprischen Collegiums zufrieden sind? Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß ich Ihnen unnützen Treiben in Schriftstellerei und Musizieren der Präsident noch irgend ein Rath des hiesigen oder irgend eines andern Pupillencollegii Ihnen als Vertrauen geschenkt und Sie zum Vormunde eines jungen Entzückten schönen, geistreichen Frauenzimmers bestellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Collegium schon hat. Und überhaupt wollen Sie auch hier in der Welt was vorstellen, und mögen Sie auch manches ganz artig zu verfügen verstehen, vermöge Ihres Amtes, so haben Sie sich doch darum, was in Syden verfürgt worden, eben so wenig zu bekümmern, als um meine wächsernen Finger und um meine Spizenhaube.

— — — — — Danken Sie mir, mein Herr! daß Sie nicht, so wie ich, eintreten

wollten in die ottomannische Pforte, gerade als sie zugeschlagen wurde. Wahrscheinlich hätten Sie, vermöge des gewöhnlichen Schriftstellervorwises, nicht die Fingergänge hineingesteckt, sondern die Nase, und müßten jetzt, statt daß Sie andern honetten Leuten wächserne Nasen zu drehen unternehmen, selbst eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem mit Rosenschleifen besetzten Mouffelin und einer Spizenhaube, einen warschauer Schlafrock und ein rothes Käppchen vorziehen, ist die Sache des Geschmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten. — Und wissen Sie wohl, mein Herr! daß mir Ihre leichtsinnige Aespauderei im Taschenkalender, gleich, nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name gestanden hatte, die allergrößten Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäsche, oder vielmehr, da Sie die Geheimnisse meines Herzenskinde austrumpet, für denjenigen Frevler halten, der den melonenleibigten Appollo im Biergarten und auch wohl andere Statuen verunstaltet hat, und es kostete viel Mühe, mich zu rechtfertigen, und darzutun, daß ich ein enthusiastischer Kunstfreund sey, und nichts weniger als ein verstellter abergläubischer Türke. Sie sind selbst ein Rechtskundiger, und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünschte Apollonase hätte als Staatsverbrecher nach Spandau bringen, oder mir gar eine Tracht der unbilligsten Prügel zuschießen können, wenn nicht, was letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geschickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Lesen Sie im zwanzigsten Titel des zweiten Theils vom allgemeinen Landrecht die §§. 210. 211. nach, und schämen Sie sich, daß ein verabschiedeter Kanzleiaffistent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß. Kaum der Untersuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicher Weise erfahren, auf eine solche entsetzliche Art bestürmt, daß ich wahnsinnig werden, verzweifeln müßten, wäre ich nicht ein fester gesetzter Mann, und durch meine vielfachen gefahrvollen Reisen hinlänglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer, und verlangten, gewohnt, alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und stetige Käuferinnen der prächtigen Modewaaren in Auktionen ihre haben räumender Kaufleute, ich solle ihnen auf der Stelle türkische Shawls drucken. Am ärgsten unter ihnen trieb es Mademoiselle Amalie Simson, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möge ihr doch auf den Brusttheil eines Spencers von rothem Kasimir ein hebräisches Sonnet, das sie selbst gebichtet, hinsetzen mit Goldinktur. Andere Leute aus den verschiedensten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anschauen, bald mit meinem Haargopf spielen, bald meinen Papagai griechisch sprechen hören.

Junge Herren mit Wespentailen, thurmhothen Hüften, Rosalenhofen und goldenen Sporen, loznettierten umher, kuckten durch Ferngläser, als wollten sie die

Wände durchschauen. Ich weiß, wen sie suchten, und manche hatten auch dessen gar keinen Hehl, sondern fragten kecker unverschämter Weise geratezu nach der schönen Griechin, als sey mein himmlisches Fürtenkind ein wunderbares Naturspiel, das ich der gaffenden Menge ausstelle. Widerlich, gar widerlich erschienen mir diese jungen Leute, aber noch viel abscheulicher war es mir, wenn manche sich mir geheimnißvoll naheten, und mystische Worte sprachen von Magnetismus, Siderismus, magischen Verkäufungen durch Sympathie und Antipathie u. s., und dabei wunderliche Gebärden und Zeichen machten, um sich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verstand, was sie wollten. Lieber waren mir die, welche ganz treuherzig verlangten, ich solle ihnen ein bißchen wahr sagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. — Es war ein heilloses Treiben, ein wahrer Teufelsabbath in dem Hause. — Endlich gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davon zu machen, und eine Wohnung zu beziehen, die bequemer, besser eingerichtet ist, und auch den Wünschen meiner Fürstin mehr entspricht — entsprechen würde, wollte ich sagen, denn ich besitze mich jetzt allein. — Mein jetziges Logis erfährt niemand, und am allerwenigsten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer ist einzig und allein an dem ganzen Spectakel Schuld, als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publikum so zweideutig darzustellen, daß ich für einen unheimlichen Cabbalisten gelten muß, der mit irgend einem geheimnißvollen Wesen in seltsamer Verbindung lebt.

Ein ehrlicher verabschiedeter Kanzleiaffistent soll ein Herrenmeister seyn, welch ein Unsinn! — Was geht Ihnen, mein Herr! überhaupt das magische Verhältniß an, in dem ich mit meinem Herzenskinde stehe, mag es nun wirklich statt finden, oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug besitzen, zur Noth eine Erzählung oder einen Roman mit angestrengter Mühe zusammen zu drehen, so fehlt es Ihnen doch gänzlich an gehörigem tiefen Verstande und sublimen Wissenschaft, um auch nur eine Sylbe zu verstehen, wenn ich mich herablassen sollte, Sie über die Geheimnisse eines Bundes zu belehren, der dem ersten aller Magier, dem weisen Zoroaster selbst, nicht unwürdig erscheinen möchte. Es ist nichts leichtes, mein Herr! so wie ich, einzudringen in die tiefsten Tiefen der göttlichen Cabbala, aus denen sich schon hienieden ein höheres Seyn emporschwingt, so wie aus der Puppe sich der schöne Schmetterling entwickelt, und muthig flatternd emporsteigt. Es ist aber meine erste Pflicht, niemanden meine cabbalistischen Kenntnisse und Verbindungen zu verrathen, und daher schweige ich auch gegen Sie davon, so daß Sie mich von nun an lediglich für einen schlichten verabschiedeten Kanzleiaffistenten und wackern Vormund eines liebeswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müssen. Sehr unlieb und schmerzhaft wird es mir auch seyn, wenn Sie oder jemand anders erfahren sollten, daß ich jetzt in der Friedrichstraße, unweit der Weidendammer Brücke, Nr. 9 — wohne. Habe ich Ihnen, mein Herr! gebührend vorgehalten, wie Sie sich, wenn auch gerade nicht boshafter, doch leichtsinniger Weise vergangen, so füge ich nur noch die Versicherung hinzu, daß ich das Gegentheil von Ihnen bin, nemlich ein besonnener gutmüthiger, altes, was zu unternehmen, vorher wohl überlegender Mann. Sie sind daher für jetzt vor meiner Rache völlig sicher, und das um so mehr, weil mir eben keine Mittel zu Gebote stehen. Wäre ich ein Recensent, so würde ich Ihre Schriften würdlich herunter hängen, und dem Publikum so klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Schriftstellers mangle, daß kein Leser

etwas von Ihnen mehr lesen, kein Verleger es mehr verlegen sollte. Aber da war's denn doch nöthig, erst Ihre Schriften zu lesen, und dafür soll mich der Himmel behüten, da nichts als baare Ungereimtheiten, die größten Lügen, darin enthalten seyn sollen. Uebrigem wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichste Taubenherde von der Welt, zu der gehörigen Masse von Galle kommen sollte, die jeder tüchtige Recensent zum Verbrauch stets vorrätzig haben muß. — Wäre ich, wie Sie es haben dem Publikum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, so sollt' es freilich anders stehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergessen des zu Tage geförderten Unsinn über mich und meine Pflichten gebührene. Sollten Sie sich aber unterfangen, etwas in dem künftigen Taschenkalender auch nur ein Wortchen von dem zu erwähnen, was sich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, so bin ich fest entschlossen, mich, mag ich nun seyn wo ich will, augenblicklich umzusetzen in das kleine spanisch colümbische Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtische steht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke zu schreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu lassen. Bald springe ich Ihnen auf die Schulter, und sause und zische Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, sey er auch noch so einfältig. Bald springe ich ins Tentenfaß, und besprige das fertige Manuscript, so daß der geschickteste Seher nicht den gesprenten Marmor zu entziffern vermag. Dann spalte ich die appetitlich erspizten Federlöfen, werfe das Federmesser in dem Augenblicke, als Sie darnach greifen, vom Tische herab, so daß die Klinge abspringt, dann verführe ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen besetzte benehnen kleinen Blättchen in gehörigen Lustzug, daß sie, wird nur die Thüre geöffnet, lustig emporwirbeln, dann klappe ich die aufschlagelagen Bücher zu, und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus, dann ziehe ich Ihnen das Papier, während Sie schreiben, unter dem Arme weg, so daß ein schöner Circumfer die Handschrift verdirbt, dann stülpe ich schnell das Glas Wasser um, als Sie eben trinken wollen, so daß alles untergehen droht in der Wasserfluth, und alle Ihre wüßigen Gedanken zurückkehren in das Element, dem sie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht sinnreich zu quälen, und dann wollen wir sehen, ob es Ihnen möglich seyn wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu schreiben, als bereits geschehen. — Wie gesagt, ich bin ein stiller, unermüthiger friedliebender Kanzleiaffistent, dem sämtliche Teufelskünste fremd sind, aber Sie wissen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Köpfen in Born gerathen, so ist von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen, und unterlassen Sie jeden ferneren Bericht in Taschenkalendern, sonst bleibt es beim Teufel und seinen Erben.

„Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens länglich ersehen haben, wie gut, so wie viel besser ich Sie kenne, als Sie mich. Angenehm kann jetzt unsere nähere Bekanntschaft nicht seyn, darum wollen wir uns sorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anstalten getroffen, daß Sie meine Warnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

„Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wissen, ob mein Herzenskind bei mir ist oder nicht? — Ha! ha! ha! das glaub' ich! Aber kein Recensent erfahren Sie davon, und diese kleine Bekanntschaft ist die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.“

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! sonst
gehört, zeichne ich mich als
Berlin den 25. Mai
1821.
Ihren ganz ergebensten
Trenaus Schnüspelpold,
vormals Kanzleiasistent zu Brandenburg.

H. S. Apropos — Sie wissen vermuthlich, oder kön-
nen es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichsten
und geschmackvollsten Damenpus kaufte. Wollen Sie mir
das noch heute gefälligst sagen lassen, so bin ich zwischen
neun und zehn Uhr Abends in meiner Wohnung anzu-
treffen.

Adresse

Er. Wohlgeb. Herrn zc. G. T. A. Hoffmann,
dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Mitlich erhielt der, an den dieses Schreiben gerich-
tet, und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen
wollen, dasselbe gerade zur Zeit, als er in der sogenann-
ten spanischen Gesellschaft, die sich bekanntlich alle vier-
zehn Tage bei Kempfer im Thiergarten versammelt, und
eine andere Tendenz hat, als auf gute deutsche Art
Mittag zu essen, zu Tische saß.

Man kann denken, wie sehr Hff. überrascht wurde,
als er seiner Gewohnheit nach zuerst die Unterschrift
las, den Namen Schnüspelpold fand. Er verschlang
die ersten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des
Wortes dazu mit feltam verschörkelten Buchstaben ge-
schriebenen Bieles gewahrte und zugleich sich über-
zeugte, daß sein Interesse immer mehr und mehr, und
zuletzt vielleicht auf unangenehme Weise erregt werden
würde, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit un-
tersuchen in die Tasche zu stecken. War es nun böses
Wenigen oder gespannte Neugierde, genug, alle Freunde
bemerkten an Hff. Unruhe und Berstreuung, kein Ge-
spräch hielt er fest, er lächelte gedankenlos, wenn der
Professor B. die leuchtendsten Witzworte hinausschleu-
derte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein
miserabler Kompan. Gleich nachdem die Tafel aufge-
brochen, fürzte sich Hff. in die Einsamkeit einer aufgen-
ten Laube, und zog den Brief hervor, der ihm in der
Tasche brannte. Zwar wollte es ihn was wenigens ver-
schlimmern, sich von dem wunderlichen Kanzleiasistenten
Trenaus Schnüspelpold so schändliche und gräßliche behan-
deln, ja Rücksicht seiner Autorschaft so schonungslos
behandelt zu sehen, indessen vergaß er das im Augen-
blick, und hätte vor Freude in die Lüfte springen mö-
gen, und das aus zweierlei Ursachen.

Für's erste, wollte es ihm bedünken, als wenn Schnü-
spelpold, alles Schimpfens und Schmärens unerachtet,
den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentari-
schen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht
gar einzuweihen in die mystische Romantik seiner Pse-
udo-Philomenen. — Ja gewiß! — sonst hätte Schnü-
spelpold nicht in der Verwirrung Straße und Nummer sei-
ner Wohnung genannt bei den feierlichsten Protestatio-
nen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, niemand, am
wenigsten aber Hff. erfahren sollte. Sonst hätte die
Nachfrage nach dem Damenpus nicht verrathen, daß sie
selbst da, das allerliebste, herrliche Geheimniß. Hff.
warste ja nur hingekommen zwischen neun und zehn Uhr,
und im regen Leben konnte sich das gestalten, was ihm
nur zugekommen wie durch träumerische Tradition. —
Was für eine himmlische Aussicht für einen Schreiblustigen
Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deßhalb in die
Lüfte springen, weil eine besondere Günstigkeit des Schicksals
ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißten zu wollen
sah. Versprechen macht Schulden, das ist ein altes
verwöhntes Sprichwort. Nun hatte aber Hff. in dem Ta-
schenkalender von 1821 versprochen, ferneren Bericht

abzuklaffen über den Baron Theodor von S. und über
seine geheimnißvollen Verhältnisse, wenn er mehreres
davon wisse. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt
die Presse, der Zeichner spitzt den Crayon, der Kupfer-
stecher bereitet die Kupferplatte. Hochblöbliche Kalen-
derdeputation fragt: „Wie sieht es, mein Bester, mit
Ihrem versprochenen Bericht für unsern Eintausend
acht hundert und zwei und zwanziger? Und Hff. — weiß
nichts, weiß gar nichts, da die Quelle versiegt, aus der
ihm die Irrungen zuflönten. — Die letzten Tage des
Mais kommen heran; Hochblöbliche Kalenderdeputation
erklärt, bis Mitte Junius ist es noch Zeit, sonst erschei-
nen Sie als einer der in den Wind hinein etwas verspricht
und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß im-
mer noch nichts, weiß am 25. Mai Mittags um drei Uhr
nichts! — Da erhält er Schnüspelpolds verhängnißvol-
len Brief, den Schlüssel zu der fest verschlossenen Pfor-
te, vor der er stand, ganz hoffnungslos und höchst är-
gerlich dazu. — Welcher Autor wird nicht gern einige
Schmähungen erdulden, wenn ihm auf diese Weise aus
der Noth geholfen wird! —

Ein Unglück kommt selten allein, aber auch mit dem
Glück ist es so! Die Constellation der Briefe schien ein-
getreten zu seyn, denn als Hff. aus dem Thiergarten
nach Hause kam, fand er deren zwei auf seinem Schreib-
tische, die beide aus dem Mecklenburgischen kamen. Der
erste, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeboren haben mir einer wahrhaft Freude
dadurch gemacht, daß Sie die Thorheiten meines Nes-
sen in dem diesjährigen berlinischen Taschenkalender an
das Tageslicht förderten. Erst vor einigen Tagen ist
mir Ihre Erzählung zu Gesicht gekommen. Mein Neffe
hatte den Taschenkalender auch gelesen, und lamentirte
und tobte entsezt. Kehren Sie sich aber eben so we-
nig daran als an etwaige Drohungen, die er wider
Sie austhoben sollte, sondern erstatten Sie getrost den
versprochenen Bericht, in so fern es Ihnen gelingt,
mehr von dem ferneren Treiben meines Nessen und der
wahnsinnigen Prinzessin, nebst ihrem gekenbhaften Vor-
munde, zu erfahren. Ich für meinen Theil möchte Ih-
nen dazu alles mögliche suppeditiren, der Junge (mein
Nesse nehmlich) will indessen durchaus nicht recht mit
der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines
Nessen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und
mir darüber geschrieben hat, sind alles, was ich zu Ih-
rem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — Lehren
Sie sich an nichts, sondern schreiben Sie — schreiben
Sie! — Vielleicht sind Sie es, der meinen albernen
Nessen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher
Hochachtung zc. zc.“

Strelitz den 22. Mai 1821.

Uchatius v. G.“

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

Mein Herr!

Ein verrätherischer Freund, der gar zu gern mein
Mentor seyn möchte, hat Ihnen die Abenteuer mitge-
theilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte und
die Sie haben sich unterfangen, mich zum Helden einer
ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Frag-
ment aus dem Leben eines Fantasten genannt. — Wä-
ren Sie mehr als ein ordinärer Schriftsteller, der jeden
Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhascht,
hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik
des Lebens, so würden Sie Männer, deren ganzes Seyn
nichts ist als hohe Poesie, von Fantasten zu unterschei-
den wissen. Unbegreiflich ist es mir, wie Ihnen der
Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen
Brieftasche fand, so genau bekannt geworden ist. Ich

würde Sie darüber, so wie über manches andere, das Sie dem Publikum aufzutischen für gut fanden, sehr ernst befragen, wenn gewisse geheimnißvolle Beziehungen, gewisse innere Anklänge, mir nicht untersagten, es mit einem schreibseligen Autor aufzunehmen. Vergessen sey daher, was Sie gethan; sollten Sie aber keck genug seyn, etwa von meinem gestrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erstatten, so würde ich genöthigt seyn, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie sie Männern von Ehre ziemt, in so fern mich nemlich nicht die zweite Reise, die ich Morgen anzutreten gedente, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung zc. zc.

Strelitz den 22. Mai 1821.

Theodor, Baron v. S.

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte sehr über den des Neffen. Beide beschloß er zu beantworten, sobald er Schnüspelpolds und seiner schönen Pflegebefohlenen Bekanntschaft gemacht haben würde.

So wie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. auf den Weg nach der Friedrichstraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was sich nun begeben werde, als er die Klingel des Hauses anzog, dessen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kangleiassistent Schnüspelpold wohne, erwiderte das Hausmädchen, das die Thüre geöffnet: „Allerdings!“ und leuchtete ihm freundlich die Treppe herauf.

„Herein!“ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch so wie er eintrat in das Zimmer, stockten seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Ansehen bekannte Schnüspelpold, sondern ein Mann im weiten warschauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend, von Gesicht, Stellung — nun! — sein eigenes Ebenbild — trat ihm entgegen, und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre! — Hff. faßte sich mit aller Gewalt des Geistes zusammen, und stammelte mühsam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kangleiassistenten Schnüspelpold vor sich zu sehen?

„Allerdings,“ erwiderte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeife ausklopfte, und in den Winkel stellte; „allerdings, der bin ich, und sehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, dessen Besuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie sind“ — Er nannte Hff. — s Namen und Charakter ausführlich. — „Gott,“ sprach Hff., von Fieberfrost durchschüttelt, „Gott im Himmel, bis zu diesem Augenblick habe ich mich stets für den gehalten, den Sie so eben zu nennen beliebten, und ich vermuthete auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrtester Herr Schnüspelpold, es ist ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtseyn der Existenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold sind, und kein anderer? Nicht etwa?“

„Ha,“ rief der Doppeltgänger, „ich verstehe, Sie waren auf eine andere Erscheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen in so fern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit, und Sie so lange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie sich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein werthester Herr — wirklich an den von der animalischen Gestaltung in der Körperwelt unabhängigen

Consensus der psychischen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebralsystems?“

Hff. stuzte sehr bei dieser Frage, deren Sinn er nicht zu fassen im Stande, und erwiderte sie dann, von purer innerer Angst getrieben, mit einem herzhaften „Ja.“

„D,“ rief der Doppeltgänger voller Freude, „mein Herr, — so sind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtnisses einer sehr theuern Person, das ich Ihnen nun sogleich ausshändigen werde.“ — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldenem Schloß, in dem jedoch das Schlüsselchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte sein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftasche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand, und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand, und wollte sich höflich bedanken, doch das Unheimliche des gahn Austritts, der scharfe leuchtende Blick seines Doppeltgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Fassung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein starkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es selbst, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauses Nr. 97. Da befann er sich erst ganz, und sprach begeistert: „Welch ein herrlicher, ins Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich physisch und psychisch etwas wackerigt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doktor H. M., der mir, wie er schon so oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was sich so eben ein paar Häuser vorwärts oder rückwärts schauerlich und schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuschreiben, das den Schreck nebst allen bösen Folgen tödte. Der Doktor M., sonst gegen Patienten ein erster Mann, lachte aber dem bestrizten Hff. geradezu ins Gesicht, und meinte, bei einem solchen Krankheitsanfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, sey keine andere Arznei dienlich, als ein gewisser brausender, schäumenber, in Flaschen hermetisch verschlossener Tranck, aus dem sich ganz andere schmutze Geister entwickelten, als Doppeltgänger, Schnüspelpolds, und anderes wirres Zeug. Vorher müsse aber der Patient erklecklich essen. Damit nahm der Doktor seinen Freund Hff. beim Arm, und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die so eben von der Whiffpartie aufgelaufen, versammelt waren, und sich alsbald mit dem Doktor und seinem Freunde an den wohlserwinten Tisch setzten. Nicht lange dauerte es auch, als der officinelle Tranck, der dem Krankheitszustande Hff. — s abhelfen sollte, herbeikam. Alle erklärten, daß sie auch davon genießen wollten, um den armen Hff. Muth zu machen. Der schlürfte aber so, ohne den mindesten Gekel und Abscheu, mit solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit solchem Stoicismus, ja mit solcher heroischen Versicherung, der Tranck schmecke leidlich, die Arznei hinunter, daß alle Uebrigen sich höchlich darüber verwunderten, und einstimmig dem Hff., der sichtlich munterer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. sehr ruhig schlief, und nichts von allem dem träumte, was ihm am Abende seltsames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuschreiben, die des Doktors wünschenswerthe Medizin hervorgebracht. Erst im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftasche. Schnell sprang er auf, faßte in die Wagentasche des Fracks, den er gestern getragen, und — fand wirklich das ver-

berbare himmelblau Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl Hff. die Brieftasche öffnete. Er geht nicht viel geschickter zu verfahren, als der Baron Breiter von S., und wohl hinter die Geheimnisse des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieser Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftasche auf einer Bank im Thiergarten unsern vor Statue Apollo's fand. Kein chirurgisches Messerchen, kein strohgelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Gläschen Rosenöl, nein, nur ganz kleine, sehr kleine, mit feiner Schrift beschriebene Blättchen, und fast nichts anders, enthielt die Brieftasche, die Hff. mit der höchsten Sorglichkeit durchsuchte.

Auf dem ersten Blättchen standen italienische von jählicher weiblicher Hand geschriebene Verse, die im lausigen ungefähre lauteten, wie folgt:

Magische Bände schlingen sich durch's Leben,
Was lose scheint, verworren, fest zu halten;
Sie brechen ist des Dämons eitles Streben.
Nur wie der höh'eren Mächte dunkles Walten,
Enstahls der Dichtung hellem Zauberspiegel,
In Form und Form muß alles sich gestalten.
Nicht scheut der Magus ein hermetisches Siegel,
Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen
Im Springen auf der Gifferspore Siegel.
Bist Du der Magus, der mich durste schauen?
Schwang mir Dein Geist sich nach durch Himmels-
räume?

Wollst Du in heißer Sehnsucht mich erfassen?
Du bist's! — fest bannten mich Dir süße Träume,
Erkohnt hast Du mein Lieben, Du mein Bassen,
Nah war ich Dir, auf ging ich Deinen Blicken.
Der Bann besteht, Du kannst von mir nicht lassen
Dein ist mein Schmerz, Dein eigen mein Entzücken
Du wirst dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wohl Dich zu berücken?
Fühlt sich Dein Geist von schwarzer Kunst gebunden?
Hat jemals falsches Spielwerk Dich betrogen?
Nun! was der Geist im Innern hat empfangen
Darf sich empor aus tiefem Grunde wagen
Der eignen Zauber füllt kein Magus Bängen.
Zeit von Dir weg, in heimatliche Zonen
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
Ein hehr Gestirn, glanzvoll beginnt's zu thronen
Ein theures Pfand (selbst hast Du es beschrieben)
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen
Was selbst Du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!
Wie süßst'ger Bilder Zeichnung wirst Du finden?
Doch darf die Fantasie nicht Farbe schonen;
Was Du erschaut, Du magst es feck verkünden!

Hff. las diese Verse einigemal sehr aufmerksam durch, und es wollte ihm bedünken, daß sie von niemand anders, als von Schnüspelpops pflegbefohlener Griechin verfaßt, und an niemand anders gerichtet seyn könnten, als an ihn selbst. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterschrift vergessen, hätte sie sein in einer klassischer Prosa gesprochen, statt in mystisch verflochtenen dunklen Versen, so würde alles klarer und auskunftlicher geworden seyn, und ich wüßte genau, wozu ich wäre, aber nun — So wie es aber geschieht, daß ein gefasster Gedanke eben in dem Grade immer klarer wird, als man ihn ausarbeitet, so konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, das er selbst in den artigen Versen gemeint, und das Ganze für nichts anders zu nehmen sey, als das poetische Billet, mit welchem er ihm das himmelblau Kleinod überfendete worden. Nichts war gewisser, als daß die Unbekannte von dem geistigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr stand,

als er das Fragment aus dem Leben eines Fantasten aufschrieb, Kunde erhalten, sey es mittelbar, oder auf mystische Weise, unmittelbar durch eigene Anregung, oder vielmehr durch den psychischen Consensus, von dem der Doppeltgänger gesprochen. Auf welche andere Weise konnten nun die Verse gebrütet werden, als daß die Unbekannte jenen geistigen Verkehr amüsant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rücksichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Princip die himmelblau Brieftasche nebst Inhalt dienen solle.

Erstehend mußte Hff. sich selbst gestehen, daß er von jeher in jedes weibliche Wesen, mit dem er in solchen geistigen Umgang gerathen, verliebter gewesen als recht und billig; ja, daß dieses unbillige Verliebtseyn immer höher gestiegen, je länger er das Bild der Schönsten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er sich bemüht, dieses Bild mittelst der besten Worte, der elegantesten Constructionen, wie sie nur die deutsche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu lassen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. sich sehr von dieser verliebten Complexion angegriffen, und die eigentliche Soladonatur, die er dann annimmt, entschädigte ihn reichlich für den gänzlichen Mangel an liebeschmachtenden, idyllischen Situationen, den er schon seit geraumer Zeit im wirklichen Leben verspürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig ansehen, wie ein geistiges weibliches Wesen nach dem andern, in das der schriftstellerische Gemahl verliebt gewesen, geschrieben, gedruckt, und dann mit beglücklicher Beruhigung gestellt wird in den Bücherschrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer besser gefiel es ihm, und bei den Worten:

Als selbst Du warst, mein Sehnen, warst mein Lieben!

konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen: „Dall' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt!“ — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnsucht meinen konnte, die der Trau in seinem eignen Innern entzündet, und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnsucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwicklungen der Art, der Gedanke des Selbst in zweideutige Confusion gerathen könnte, so ist davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maße von zwei Seiten zugekommen, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er schrieb zuvörderst an Schnüspelpop:

Mein verehrter Herr Kanzleiafficient!

Unachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten, Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner ungeschlachter Grobian zu seyn beliebt, so will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der solche schöne Kunst treibt wie Sie, gar nicht zu rechnungsfähig ist, niemand beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden sollte. — Was ich über Sie geschrieben, ist wahr, so wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortsetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzutheilen im Begriff stehe, wahr seyn werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unachtet, folgt diese Fortsetzung, die ich längst versprochen, und zu der mir das hohe herrliche Wesen, das sich, wie ich weiß, Ihrer aberwichtigen Vormundschaft entzogen, selbst die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtische betrifft, so ist er mir viel zu sehr ergeben, und fürchtet auch zu sehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Nase abbei-

hen oder die großen Augen ausfragen, als sich dazu verstehen sollte, Ihnen seine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzleiaffistent, doch keck genug seyn, sich auf meinem Schreibtisch setzen zu lassen, oder gar ins Tintenfaß zu springen, so seyn Sie überzeugt, daß Sie so lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen ist. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzleiaffistent, fürchtet man ganz und gar nicht, und trügen sie auch noch so lange Haarzöpfe. Mit Achtung zc. zc.

An den Baron Achatius von F.

Sw. Hoch- und Wohlgebornen danke ich auf das Verbindlichste für die mir gütigst mitgetheilten, Ihren Herr Nessen, den H. Baron Theodor von S. betreffenden Notizen. Ich werde davon den gewünschten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Sw. Hoch- und Wohlgeb. davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichsten Hochachtung zc.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. ist in der That so höchst wunderseltam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es ein paarmal durchlesen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich sehr bestimmt, nemlich Ihre ferneren Begebenheiten, in so fern sie sich auf das wunderbare Wesen beziehen, mit dem der Ungeschied des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufschreiben und einrücken lassen in den Berliner Taschenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß sie selbst, die Schönste, mich dazu angeregt und selbst die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Besitz der himmelblauen Brieftasche und ihrer Geheimnisse befinde! — Wahrscheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dieß doch der Fall seyn, so bin ich entschlossen, auch nicht die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der hohlen Unbekannten mehr als alles gilt, so wie Ihnen in jeder Art Rede zu stehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung zc. zc.

Sprach Hff. in diesem letzten Schreiben von den Geheimnissen der himmelblauen Brieftasche, so meinte er allerdings das Messerchen, das magische Band zc., und es war ihm in dem Augenblick, als habe er sie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch eben so wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Respekt einflößen für den Besitzer des magischen Werkzeuges.

So wie nun die drei Briefe in fröhlichem Muth weggeschendet waren, nach der Friedrichstraße und nach der Post, machte sich Hff. über die Blättlein her, die er von verschiedenen, zum Theil ziemlich unleserlichen Händen beschrieben fand. Er ordnete diese Blättlein, verglich sie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen, und brachte beides, Blättlein und Notizen, so viel wie möglich in Zusammenhang. Folgendes mag als Resultat dieser Bemühungen gelten.

Erstes Blättlein.

Auf diesem Blättlein sehen einige italienische Zeilen, die offenbar von derselben Hand geschrieben sind, die die erst erwähnten Verse aufgezeichnet hat, mithin der Besitzerin der Brieftasche angehören. Die Worte scheinen sich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnülpelot's Wohnung zu beziehen, das beim Schlusse des

Fragments erzählt wurde; billig geht also dieses Blättlein voran dem Reihem der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt:

— O Chariton, meine geliebte Chariton, wach ein schwarzer Abgrund dämonischer Tücke und Krallst stand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er ist ein Verräther, ein Bösewicht, nicht der, dem die Prophezeiung der guten Mutter galt, nicht der, für den er sich geschickt auszugeben, und uns alle zu täuschen wußte. Dank der weisen Alten, die ihn durchschaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich selbst den Talisman kennen lehrte, dessen Besitz mir die Günst höherer Mächte vergönnte und dessen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieser Talisman mir nicht Bewalt gäbe über den Kleinen und oft zum Schilde diene, an dem alle seine heimlich geführten Streiche abprallen! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu sehen, der meine Brust entzündet in glühender Sehnsucht! — Wie ist er denn verschwunden auf unbegreifliche Weise? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geist vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte gelesen, die ich mit magischem Messer einschchnitt in den geheimnißvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leises Keuchen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geschehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht heraustrreiben aus dem Bette, weil er Morgens über Klöße klagte. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräusch und dann ein lautes Gespräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen schien. Dazwischen lärnte und schrie Apokatastos so gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müßte besonderes vorgehen, wiewohl mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thür — o Chariton! — Er selbst — Theodor stand mir vor Augen! — Mein Magus küßte sich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in diesem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltsam hätte es mir vorkommen müssen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeschickte Weise hinfiel, und dann sich gar possivlich gebehrdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als sey er, wenn auch nicht Theodor's Capitank selbst, so doch der aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossene, der bestimmt, mich zu befreien, und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde schien gekommen, ich forderte ihn auf das Werk zu beginnen da schien ihm ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er sich und erzählte von seiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuscht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu fassen in meine Arme, ihm zu sagen, daß es an der Zeit, seine Bestimmung zu erfüllen, und daß kein Opfer gespart werden müsse. Da — o all Ihr Heiligen! da war es des Jünglings Wangen immer blässer und blässer, seine Nase spitzer und spitzer, seine Augen starrer und starrer! — Sein Leib, schon dünn genug, schrumpfte immer mehr zusammen! — mir war's, als würde er keinen Schatten mehr — Gräßliches Trugbild! Vernichtung wollte ich die dämonische Täuschung, ich zog mein Messer, aber mit Blitzgeschwindigkeit war der Weichselkalt verschwunden! — Apokatastos schnatterte, piff und knistete durch die Thüre, indem er unaufhörlich schrie: „Brant — Brant!“ aber ich faste ihn, schlang das Band um seinen Hals. Er stürzte nieder, und bat in den kläglichsten Jammertönen um Schonung. „Gregores Seelsteh,“ rief Apokatastos, „Du bist verlesen, Du verdienst

„Ach Erbarmen!“ — „Ach Gott!“ schrie der Magus; „was Selesteh, ich bin ja nur der Kanzleiaffistent Schnüßelpold aus Brandenburg!“ — Bei diesen furchtbaren Zaubernamen — Kanzleiaffistent — Schnüßelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entsetzen, ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämonischen Altes! Ich wankte fort aus dem Zimmer. — Weine, Maar mit mir, o meine geliebte Chariton! — Nur zu klar ist es mir, daß das Trugbild, das der Magus mir vorgeführt hatte, sich schon früher als schwarzer Hadesfuß im Thiergarten zeigte, das ihm der Magus die himmelblaue Brieftasche in die Hände spielte, daß — ihr erwiegen Mächte, soll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn! — Bringe ich mir die ganze Gestalt des jungen Menschen im letzten Augenblick vor Augen — es lag etwas, wie aus Kork geformtes darin. — Mein Magus ist erfahren in aller cabalistischer Wissenschaft des Orients, nichts als ein von ihm aus Kork geschnitzter Theraphim ist vielleicht dieser angebliche Theodoros, der nur periodisch zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich hierher verlockt hatte, unter dem Versprechen mich meinem Theodoros in die Arme zu führen, der Zauber deshalb mißlang, weil der Theraphim, den ich zur Nachtzeit höchst erheuchelt auf dem Sopha liegend im Wirthshause fand, grade aller ihm künstlich hinein operirten Sinne beraubt war. Mein Talisman wirkte, ich erkannte aus geistlicher den schwarzen Hafensfuß, und zwang ihn, mir selbst, wie es die Constellation nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftasche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß sich alles aufklären. —

Diesen Zeilen ist aus den Notizen des Barons Achates von S. noch manches hinzuzufügen.

„Wo bleibt?“ fragte die Frau von S., die elegante Wirthin eines noch eleganteren Thees, „wo bleibt unser lieber Baron? Es ist ein herrlicher Jüngling, voller Verstand, hinreißender Bildung, und dabei von einer Fantasie und einem seltenen Geschmack im Anzuge, daß ich ihn schmerzlich vermisse in meinem Zirkel.“

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leises Ach! flüsterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indessen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Wesen. Kürs erwiefiel allgemein die Nachlässigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Gränzen des Anstandes überschritt. Der Baron hatte nehmlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überspringend, schief zugeknöpft, die Brustnabel sah um zwei Finger weit zu tief auf dem Jabot, so wie die Lognette wenigstens anderthalb Zoll zu hoch hing, was aber durchaus unpassend schien, der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem ästhetischen Princip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachsen, ästhetisch aufgelockert. Die Damen schauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erwarnte endlich den Grafen von E. Er führte geschwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verstöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerksam, und half alles besser ordnen, indem er selbst mittelst eines Taschenkammes sinnreich und geschickt den Dampf des Saarkräuslers versah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Gesellschaft war erheitert.

Zuerst wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen sollte. So schonend als möglich, hatte er ihn die begangenen Verstöße merken lassen, da-

mit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerschmettern sollte, aber ganz gleichgültig, stumm und starr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Gesellschaft nicht, wie sie mit dem Baron verfahren, denn eben so gleichgültig, stumm und starr setzte er sich hin, und gab auf alle Fragen der thees- und wortreichen Wirthin verkehrte lakonische Antworten. Man schüttelt unmutig den Kopf, nur sechs Fräuleins sahen verschämt erröthend vor sich nieder, weil jede glaubte, der Baron sey in sie verliebt, und deshalb so zerstreut und unordentlich im Anzuge. Gatten selbige Fräuleins wohl den Shakespeare und zwar: Wie es Euch gefällt, gelesen? (Dritter Aufzug, zweite Szene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entstanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: „Pulver — Pulver in die Ohren gestreut und dann angezündet — es ist fürchterlich — schrecklich — barbarisch!“

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anschauten. „D sagen Sie,“ sprach die Wirthin, „o sagen Sie, bester Baron! gewiß hat irgend etwas Ihre tiefste Fantasie ausgeregt, Ihre Brust ist zerrissen, Ihr ganzes Inneres verflört? — Was ist es, sprechen Sie! — Was wird gewiß etwas höchst Interessantes seyn? — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich selbst in diesem Augenblick höchst interessant sich gebühren könne. Er hob daher die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Brust, und sprach mit bewegter Stimme: „O Gnädige! lassen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Brust bewahren, das keine Worte kennen, sondern nur den tobdringenden Schmerz!“ Alle mußten erbeben vor diesen subtilen Worten, nur Professor L. lächelte sarkastisch und — Doch sey es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Professors einige Worte einzuschalten, über die sinnreiche Organisation unserer Thees, wie sie wenigstens in der Regel statt findet. Der bunte Flor schön gepugter artiger Fräuleins und schwalbgeschweifter schwarzer oder blauer Jünglinge, ist gewöhnlich durchschossen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und so mag die psychische Mischung des Zirkels verglichen werden mit physischer Mischung des Thees.

Die Sache kommt so zu stehen:

- 1) Thee, die hübschen artigen Frauen und Fräuleins, als Grundbasis und begeisterndes Aroma des Ganzen.
- 2) Laues Wasser (es köcht selten recht), die schwalbgeschweiften Jünglinge.
- 3) Zucker, die Dichter
- 4) Rum, die Gelehrten

wie sie nehmlich sich gestalten müssen, um für den Thee brauchbar zu erscheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelschnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebissen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Waisen sprechen, von dem Kinde, das Nachmittags in der und der Straße zum Fenster hinausgestürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchspritzen gute Dienste gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: „Wissen Sie schon?“ anfangen und sich bald entfernen, um im sechsten Zimmer heimlich einen Zigarro zu rauchen. —

Also der Professor L. lächelte sarkastisch, und meinte, daß der Baron heute vorzüglich frisch aussähe, trotz des tobdringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Professor gesprochen, versicherte, daß ihm heute nichts angenehmes geschehen könne, als auf einen mit historischer

Kenntniß so reich ausgestatteten Mann zu treffen, als der Herr Professor es sey.

Dann fragte er sehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grausamste Weise ums Leben brächten, und ob dieß nicht gegen das Völkerrecht merklich anstoße. Der Professor meinte, daß es so gen Äsien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es sogar schon in Constantinopel verstockte Leute gebe, die kein Naturrecht statuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, so wäre das, wie der Krieg überhaupt, schwer unter ein Rechtsprinzip zu bringen, und dieß daher dem alten Hugo Grotius in seinem Taschenbüchlehen: *De jure belli et pacis* betitelt, blutsauer geworden. Man könne daher in dieser Hinsicht nicht sowohl von dem was recht, als von dem sprechen, was schön und nützlich. Schön sey jenes Abthun der wehrlosen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbst von diesem Nutzen hätten aber die Türken in neuerer Zeit nicht profitiren wollen, mit verschwenderischer Bonhommie Pardon gegeben, und sich großmüthig mit Dhrabschneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenseitig umgebracht, sondern auch alle unmenschliche viehische Grausamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die sinnreichste Barbarei erfunden. J. B. würde dieß ganz gewiß, ja ganz vorzüglich statt finden, wenn es jemals den Griechen einfallen sollte mit Gewalt das Joch abzuschütteln, unter dem sie schmachten. Der Professor begann nun, mit dem Reichthum seiner historischen Kenntniße im kleinsten Detail prahlend, von den Martern zu sprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Nasabschneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ sich näher aus über die verschiednen Arten des Spießens, gedachte rühmlichst des humanen Dschingiskan, der die Leute zwischen zwei Bretter binden und durchsägen ließ, und wollte eben zum langsamen Braten und Delsieden übergehen, als plötzlich zu seiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Mathias von F. übersendeten Papieren befindet sich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte stehen: „Himmliches, süßes holdes Wesen! welche Quaal hat der Tod, hat die Hölle, die ich siegender Held nicht um Dich ertragen sollte! Nein, Du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollste Untergang! — O Natur, süße grausame Natur, warum hast Du nicht allein meinen Geist, sondern auch meinen Leib, so zart, so empfindlich geschaffen, daß mich jeder Floßschmerz! Warum, ach warum kann ich ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut sehen, am wenigsten das meinige!“

Zweites Blättlein.

Auf diesem stehen aphoristische Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemandem, der ihn genau beobachtete, aufgeschrieben, und zur Mittheilung an Schnüspelpold bestimmt zu seyn scheinen. Die Hand ist fremdartig und oft schwer zu entziffern. In bessern Zusammenhang gebracht, ist folgendes daraus zu berichten. — Tener Abend bei der Frau von S. hatte, unerachtet die anfängliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens unheilbringend geschienen, doch für den Baron die ersprießlichsten Folgen. Ein besonderer Glanz umfloss ihn, und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in sich

gekehrt, zerstreut, führte verwirrte Reden, seufzte, starrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte sogar einigemal das Halbtuch nachlässig zu knipsen, und im flachsfarbenen Oberrock zu erscheinen, den er sich, da ihm Farbe und Form solcher Kleidung am besten zu stehen schienen, ausdrücklich hatte machen lassen, der interessanten Unschicklichkeit halber. Man fand das alles allerliebste zum Entzücken. Jede, jeder haschte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über sein vorgebliches Geheimniß, und es war etwas mehr dahinter, als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte, in der Ueberzeugung, daß nichts anders als das Geständniß seiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die diese Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil sie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauzenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und sollte es auch ein sorglich zu verschweigender Liebesbund mit einer andern seyn, wenigstens einen Theil seines Herzens mit theilte, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anspruch nimmt, und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wissen, um nachher die gebietende Herrin zu spielen; junge Männer aber, weil sie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ahnen, das außerordentliche bezeugnet, und weil sie gern wissen wollten, wie es anzufangen, um eben so interessant zu erscheinen als er. — Jede Mittheilung hoffte, was sich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicher Weise unmöglich. Der Baron mußte schweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und eben daher kam es, daß er bald sich selbst einbildete, er trüge ein Geheimniß in sich, das ihm selbst ein Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholischem Temperament hätte solch ein Gedanke zum Wahnsinn treiben können, der Baron befand sich aber sehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mittheilbare Geheimniß, und Schnüspelpold und die schöne Griechin dazu. In dieser Zeit gelang es denn auch dem Künzler der coquettirenden Amalia Simson, den Baron wieder an sich zu ziehen. Sein Hauptgeschäft war, schüchtern Verse zu dreheln, noch schlechtere Musik dazu zu machen, und die miserablen Erzeugnisse seiner verstockten Muse der Bankierstochter vorzuplärren. Er wurde bewundert, und war daher im Himmel. Das sollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgesellschaft, die eben bei dem Bankier Nathanael Simson statt gefunden, spät in der Nacht zurückgekehrt, sich entkleiden ließ, faßte er in die Brusttasche des Fracks, um die Börse herauszunehmen. Mit der Börse zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte standen:

„Unglückseliger, Verblendeter! Kannst Du so leicht die vergessnen, die Dein Leben, Dein alles seyn sollen, mit der Dich höhere Mächte verbunden zum Höheren Seyn?“

Ein elektrischer Schlag durchfuhr sein Inneres. — Keine andere als die Griechin hatte diese Worte geschrieben. Das Himmelsbild stand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönsten, er süßte ihre Küsse auf seinen Lippen brennen! — „Ha,“ tief er begeistert aus, „sie liebt mich, sie kann mich nicht lassen! Wer schwinde, schöner Trug! Geh zurück in Dein Nichts, tecke Bankierstochter! — Hin zu ihr, der Göttlichen, der hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu stürzen, und Verzeihung zu erringen!“

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht besser seyn würde, schlafen zu gehen; der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, stammte ihn an mit gräßlichem Blick und sprach: „Verräther, was

„Wachst Du von Schlaf, wenn ein ganzer Acta von Schlafgluth im Innern aufgelobert?“ — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, mit allerlei verwirren unverständigen Redensarten, noch einmal den Bettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in seine Rocktasche gekommen, legte sich ins Bett, und verfiel bald in süßen Schummer.

Man kann denken, mit welcher Hast er andern Morgens, nachdem er sich auf das schönste und geschmackvollste angekleidet, nach der Friedrichsstraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angst und Bekommenheit, als er die Klingelschnur des Hauses fassen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären! So dachte er, und zögerte länger und länger vor der Thüre in heftigem Kampf mit sich selbst begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelter Muthes die Klingel hart anzog.

Man öffnete, leise schlich er die Treppe hinauf, lauschte an der wohlbekannten Thüre. Da sprach drinnen eine allende schnatternde Stimme:

„Der Oberführer kommt gewappnet und gerüstet mit dem Schwert in der Hand, und wird vollbringen, was Du gebuht. Will Dich aber ein muthloser Schwächling läuschen, so stoße ihm Dein Messer in die Brust.“

Der Baron drehte sich sehr geschwind um, sprang eben so schnell die Treppe hinab, und lief, was er konnte, die Friedrichsstraße hinab.

Unter den Linden hatte sich ein Haufe Menschen gesammelt, die einem jungen Husarenoffizier zuschauten, wie sein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können schienen. Das Pferd sprang, bäumte sich so, daß es jeden Augenblick überzuschlagen drohte. Es war graulich anzusehn. Aber fest, wie angeschmiebet, sah der Offizier, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann im kurzen Trab davon.

Ein lautes freudiges: „Ha, welch' ein Muth, welche Besonnenheit — o herrlich!“ das aus dem Fenster des ersten Stockes eines Hauses zu kommen schien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein hübsches Mädchen, die ganz erröthet vor Angst, Thränen in den Augen, dem kühnen Reiter nachblickte.

„In der That,“ sprach der Baron zu dem Rittmeister von B. der sich indessen zu ihm gesellt hatte, „das ist ein kühner muthiger Reiter, die Gefahr war groß.“

„Nichts weniger als das,“ erwiderte der Rittmeister lebhaft, „nur gewöhnliche Reiterkünste hat der Herr Lieutenant hier producirt. Sein schönes kluges Pferd ist zugleich eins der frömmsten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübschen Mädchen dort Angst einzujagen, die sich auflöst in süße Bewunderung des herrlichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz, und — auch wohl ein verstohlener Kuß nicht abgeschlagen wird. Der Baron erkundigte sich angelegentlich, ob es wohl schwer sey, dergleichen Künste zu erlernen, und gestand, als der Rittmeister versicherte, daß der Baron, da er schon sonst ganz passabel reite, sehr bald solches Spiels mächtig werden würde, wie ganz besondere geheimnißvolle Verbindungen es ihm wünschenswerth machten, einer gewissen Dame eben so zu erscheinen, wie der Husarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeister, den Schalk im Innern, bot sich selbst zum Lehrer, und eins seiner Pferde, das sich auch recht gut auf solches Spiel verhalte, zur Ausführung des Plans an.

Es ist zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, sich der Griechin auf eine ganz

gefährlose Weise als einen muthigen Mann zu zeigen, damit sie nur nicht mehr nach seinem Muth frage, das übrige nebst den himärischen Plänen, wegen Befreiung der miserablen Griechen, werde (so meinte er) dann wohl nach und nach in Vergessenheit gerathen.

Die Studien des Barons waren vollendet, selbst auf der Straße hatte er schon gelungene Versuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeisters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigsten sind, durch die Friedrichsstraße. — O Himmel! die Griechin stand am Fenster, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann seine Künste, aber sey es nun, daß er sich übernahm in dem Augenblick der Begeisterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu solcher Spielerei, genug — ehe er sich's versah, flog der Baron herab aufs Straßenspflaster, und ruhig blieb das Ross stehen, drehte seitwärts den Kopf und schaute den Gefallenen an mit klugen Augen. Die Leute sprangen herbei, um dem Baron, der in tiefer Ohnmacht dalag, aufzuheben und ins Haus zu tragen. Ein alter Regimentschirurgus, der eben vorüberging, drängte sich aber durchs Volk, schaute dem Baron ins Gesicht, fakte seinen Puls, befühlte ihn am ganzen Leibe, und brach dann los: „Alle tausend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenstreiche? Sie sind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das allermindeste, setzen Sie sich doch nur wieder getroßt auf!“ — Wüthend riß sich der Baron von den Leuten los, schwang sich aufs Pferd, und ritt davon unter dem schalenden Hohngelächter des versammelten Volks, begleitet von munteren Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, sich der Angebeteten als ein kühner, muthiger Mann zu zeigen, selbst das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verstellte Ohnmacht nehmlich, schlug fehl, durch die heillose Dazwischenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgen.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatus von F. hat sich nichts gefunden, was mit dem vorhergehenden in Verbindung zu bringen gewesen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier schießlich zusammengezogen werden in eines, da sie die fortlaufende Erzählung eines und desselben Ereignisses enthalten. Die Schrift scheint von dem Kanzleiaffistenten Schnüspelpold selbst herzurühren.

Der Baron Theodor von S. schlief in der trüben regnigen Bartholomäusnacht so erstaunlich fest, daß ihn selbst das Scheut des Sturmwindes, das Klappen und Klirren des aufgesprungenen Fensterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Nase zu zucken, als verspüre er irgend einen Geruch. Dann lächelte er kaum vernehmlich: „O mir giebt diese schönen Blumen, Du meine süße Liebe!“ und schlug die Augen auf. Gränzenlos schien sein Erstaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen, duftenden Blumenstrauß erblickte. Dieser Blumenstrauß war aber an dem Rocks befestigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verläumderrischer Schriftsteller als verwachsen, krummbeinig, grotesk in seinem ganzen Wesen geschildert hat. Gut ist es aber, daß besagter Schriftsteller den Mann hat zeichnen lassen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen ist. Jeder kann sich daher überzeugen, daß jene

Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anstößt. „Um tausend Gottes Willen,“ rief der Baron ganz erschrocken, „Herr Kanzleiasseffent Schnüspelpold, wo kommen Sie hierher zu dieser Stunde?“

„Erlauben Sie,“ sprach Schnüspelpold, nachdem er den Fensterflügel besetzt, und sich niedergelassen hatte auf den Lehnstuhl, den er dicht ans Bette gerückt, „erlauben Sie, verehrtester Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Besuch abstatte. Zwar ist die Stunde ungewöhnlich, indessen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufsehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.“

„Sprechen Sie,“ erwiderte der Baron, der sich jetzt erst ganz ermuntert, „sprechen Sie, bester Schnüspelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der schrecklichsten Trostlosigkeit zu reißen, in der ich mich befinde, o Schnüspelpold!“

„Ich weiß,“ fuhr Schnüspelpold fort, „ich weiß, werthebster Herr Baron, was Sie sagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewisse alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde!“

„D! o! o!“ seufzte der Baron, und verbarg sich in die Kopfkissen!

„Nun,“ nun, sprach Schnüspelpold weiter, „ich will diese mißdienende Saite nicht weiter berühren, sondern nur im allgemeinen bemerken, daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, werthebster Baron, von dem Augenblicke an, als Sie mein Bündel geschaut, und sich in sie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönsten zu Stande zu bringen, scheitern mußten; besser ist es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dieß setzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Bündels Verhältnisse mehr sage, als es gewisser Constellationen halber eigentlich rathsam seyn dürfte. Vernehmen Sie also! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältnissen des Lebens gebeut, von mir selbst an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, sprechen, ich sey ein kurioser Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß diese Leute selbst wissen, was sie damit meinen. Allen excentrischen Männern, d. h. solchen, die aus dem engegezogenen Kreise des gewöhnlichen Treibens hinauspringen, denen die abgeschlossene Wissenschaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, sondern die Propheeten selbst aufsuchen in fernen Landen, geht es aber so, und auch mir. Erfahren Sie, bester Herr Baron — aber Sie schlafen!“ — „Nein, nein,“ wimmerte der Baron unter dem Kissen hervor, „ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglückseligen Sturz erholen, erzählt nur, Schnüspelpoldchen.“

„Erfahren Sie also,“ fuhr Schnüspelpold fort, „daß ich, nachdem ich Kanzleiasseffent geworden, mich mit Macht hingezogen sahite zu der Wissenschaft aller Wissenschaften, die nur ein flacher abgestumpfter Zeitgeist verworfen, nur ein unwissender Thor für dummes abgeschmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Cabbala! — Ihnen mehr von dieser Wissenschaft und von der Art zu sagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon versprechen, und vor schönerer unweiser Langeweile bald fest einschlafen würden. Es genügt zu sagen, daß ein Cabbalist unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzleiasseffent bleiben kann. Es war die heilige göttliche Cabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheeten fand, die mich annahmen als wißbegierigen, gelehrigen Schüler. — Man muß die Asche der Väter ehren! —

Mein Vater, der Knopfmacher Schnüspelpold, war ein ziemlicher Cabbalist, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbschaft mitnahm auf meiner Reise, und der mir gute Dienste geleistet hat. Es besteht dieser Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hofenknoß, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — doch Sie hören mich nicht, Baron?“ — „Allerdings,“ sprach der Baron noch immer in den Kissen, „aber Ihr erzählt entsetzlich weitläufig, Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nicht vorgebracht, was mich trösten könnte.“

Das würde schon kommen, versicherte Schnüspelpold, und fuhr dann weiter fort.

Ich durchreiste die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo sich dem Könige die Schächten tiefer Weisheit öffnen, und lehrte endlich, nachdem ich dreihundert und drei und dreißig Jahre auf der Reise zugebracht, nach Patras zurück. Es begab sich, daß ich, in der Gegend von Patras, bei einem Baule vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem ausfürstlichem Stamme entsprossenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: „Gregoros Selesch, tritt hinein, Du kommst zur rechten Stunde.“ Ich drehte mich um, und erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Gesicht und Gestalt, Sie, werthebster Herr Baron, und andere künstlerische Leute, an die Sybillen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weiße Frau, mit der ich sonst in Patras Umgang gepflogen, und die meine Kenntnisse ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich, daß Aponomeria Gebammendein verriichten sollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürstin lag in Kindesliden, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdelein geboren. „Gregoros Selesch,“ sprach Aponomeria freudlich, „betrachte dieses Kind aufmerksam, und berichte, was Du erschaut.“ Ich that das, ich fixirte meinen ganzen Sinn, all meine Gedanken, auf das kleine Wesen. Da entzündete sich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenshimmer, in diesem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert, und dann eine mit Vorbeeren und Palmen umwundene Krone sichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeistert: „Heil, heil der edlen Fürstentochter!“ — Die Fürstin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, sie erhob sich frisch und munter, alle Jugendblüthe im hohen Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. „Ja,“ sprach sie dann, im Innersten bewegt, „ja, meine Träume werden wahr — Theodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es erheit Dir, aber die Palmen- und Vorbeerkrone empfängst Du aus der Hand dieser Jungfrau. Gregoros Selesch, Aponomeria! Meinen Gemahl! — all ihr Heiligen, vielleicht ist er schon nicht mehr — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann sollt Ihr die treuen Eltern dieses Kindes seyn. — Gregoros Selesch, ich kenne Deine Weisheit, die Mittel, die Dir zu Gebote stehen, Du wirst ihn auffinden, den, der das blutige Schwert trägt, ihm wirst Du die Fürstentochter in die Arme führen, wenn die Morgenröthe aufsteigt, wenn die ersten Strahlen glühend aufstimmern, und von ihnen zum Boden entzündet, das gebeugte Volk sich aufrichtet!“ Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren sechs gestorben; der Fürst und seine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unser Kind geworden. Wir gingen nach Cyprien, und fanden den, den wir suchten, den wir suchen mußten, um den reichen Schatz, das Besitztum der jungen Fürstin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallenen Schloß zu Baffa, ehemals Pappos. —

Hier fiel es mir ein, das Horoskop der jungen Fürstin zu stellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron bestimmt durch die Verbindung mit einem Fürsten; aber zu gleicher Zeit gewährte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauvoller Unthaten, entsetzlicher Todesstrafe, mich selbst darin verflochten, und in dem Ausdrucks des höchsten Glanzes der Fürstin, arm, verlassen, blind, aller meiner Wissenschaft, meiner cabbalistischen Kraft beraubt. Doch schien es, als wenn der Cabbala es vergönnt seyn könnte, selbst die Macht der Gestirne zu besiegen, und zwar durch die künstliche Entzweiung der einander wirkenden Prinzipie und Einschaffung eines dritten, zur Lösung des Knotens. Dieß legte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schicksal meiner Pflgetochter von mir abzuwenden, und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forschte und forschte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Theraphim. — Sie wissen, Herr Baron, daß die Cabbalisten damit ein künstliches Bildniß bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geisteswelt weckt, durch scheinbares Leben athmet. Es war ein hübscher Jüngling, den ich aus Thon gebildet, und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürstin freute sich über sein artiges Wesen und seinen Verstand, so wie sie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich wahrte zum erstenmal, daß dem Fürstentkinde gewisse magische Kräfte inwohnen müßten, die meinem cabbalistischen Schloßbild entgegen. Mit einem Theraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menschen zu finden, der durch magische Operationen geschickt gemacht werden konnte, jene Entzweiung zu bewirken, und in die Stelle des unheilbringenden Theodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er sagte mir, daß sechs Jahre vor der Geburt der Fürstentochter, eine Baronesse von S. im Mecklenburg-Strelitzschen, die die Tochter einer griechischen Fürstin aus Cypem sey, einen Sohn geboren —

„Was?“ rief der Baron, indem er aus dem Kissen vransah, und den Kancelassistenten anblickte mit blühenden Augen, „was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie sprechen ja von meiner Mutter? — so sollte es doch wahr seyn?“

„Sehn Sie wohl,“ sprach Schnüspelpold, indem er rasch schmunzelte, „sehn Sie wohl, werthgeschätztester Herr Baron, nun kommt das Interessante, nemlich Ihre eigene werthe Person.“ Dann fuhr er fort: „Also der Prophet Sifur entdeckte mir die Existenz eines achtzehnjährigen sehr hübschen und angenehmen mecklenburgischen Barons, der wenigstens von mütterlicher Seite, aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, bei dessen Geburt alle Gebräuche nach griechischer Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieser Baron, versicherte der Prophet, würde ungemein geschickt zu dem wirklich lebendigen Theraphim taugen, mittelst dessen das Horoskop zu vernichten, und den Fürsten Theodoros Capitanaki sammt seinem blutigen Schwert in ewige Vergessenheit zu begraben. Der Prophet schnigte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, strich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weise, die mir sehr possierlich vorkam, und versicherte, daß dieß Männchen eben der Baron Theodor von S. sey, wiewohl in verjüngtem Maßstabe. Ich muß denn auch gestehen, daß, als ich Sie, mein werthgeschätzter Herr Baron, zum erstenmal zu sehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen stand, es giebt nichts Täuschenderes. Derselbe holde schwärmerische Blick, der Ihre Augen besetzt — Finden Sie auch die Schwärmerci in meinem Blick, die den

tiefen Genius verkündet?“ — so unterbrach der Baron den Kancelassistenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

„Allerdings,“ sprach Schnüspelpold weiter, „allerdings! Ferner dieselbe Narrheit im ganzen Wesen und Betragen.“ —

„Sind Sie des Teufels!“ schrie der Baron erzürnt.

„Bitte sehr,“ fuhr Schnüspelpold fort, „bitte sehr, ich meine bloß jenes närrische Wesen, wodurch sich eminente Genies, excentrische Köpfe, von gewöhnlichen vernünftigen Menschen unterscheiden. Es liebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Wesen an, und ich würde noch heftiger ausschreiten, wenn mich nicht mein Haarschopf daran hinderte. — Wir beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns beiden ungemein albern vor; indessen wurde ich sehr bald von der Richtigkeit der cabbalistischen und astrologischen Beobachtungen, die der weise Sifur angestellt hatte, auf das innigste überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürstin es berührte, sondern sprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es sehr lieb, und nannte es ihren schönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefsten Abscheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rücksicht entgegen, und widersezte sich der Reise nach Deutschland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürstin unternehmen wollte, in der geheimen Absicht, Sie, werthgeschätztester Herr Baron, aufzusuchen, und zu meinem und Ihrem Besten, koste es was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürstin zu Stande zu bringen. Aponomeria warf tückischer Weise das Korkpüppchen, also in gewisser Art Sie selbst, mein Herr Baron! ins Feuer. Durch diese Unvorsichtigkeit gerieth sie aber ganz in meine Macht, ich wußte sie mir vom Halse zu schaffen. — Mit meiner Fürstin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum, und auch in gewisser Art das meinige, verließ ich Cypem, und ging nach Patras, wo ich von dem preussischen Consul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr diesen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürstin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbstück der Familie, sich in ihrem Besitz befindet. Ein altes Weib sah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürstin benutzte den Talisman so gut, daß ich, konnte meine cabbalistische Gewalt über sie auch nicht gebrochen werden, doch eben so sehr ihr Sklave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoskop, durch meine cabbalistischen Operationen und durch die Kraft des Talismans ist eine solche wunderbare Verkettung magischer Gewalten entstanden, daß ich untergehen muß, oder die Fürstin, je nachdem das Horoskop steigt, oder meine Cabbala. — Ich kam hieher, ich fand Sie; begreiflich wird es Ihnen seyn, wie behutsam ich die Operationen beginnen mußte, die die Fürstin in Ihre Arme führen sollten. Ich spielte Ihnen die Briefstafche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewährten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen nach Patras kommen, Sie merkten nicht darauf. Wären sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, werthgeschätztester Herr Baron — Ihr sonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe sagen, albernen Streiche waren Schuld daran, daß meine wohlberrechneten Bemühungen vereitelt werde mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirthshause in der Nacht trafen — Ihr Zustand — der schnarchende Italiäner — Leicht wurde es der Fürstin, wieder in den Besitz der Briefstafche und des darin enthaltenen magischen Spielzeuges zu kommen, das Ih-

nen gar nützlich hätte werden können, und so den Zauberknoten zu lösen, den ich geschürzt. In dem Moment! — „Schweigen Sie,“ unterbrach der Baron den Kanzleiaffistenten mit kläglichem Stimm, „schweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückseligen Nacht, ich war ermüdet von der Reise nach Patras, und da!“ — „Ich weiß alles,“ sprach der Kanzleiaffistent. „Also in dem Moment hielt Sie die Fürstin für das Trugbild, das sie den Hasenfuss aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es ist noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimnisse eingeweiht, damit Sie sich leidend verhalten, und mich ohne Widerstreben schalten lassen sollen. — Noch habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß sich auf der Reise hieher der Papagei zu uns fand, mit dem Sie sich leghin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieser Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie sich vor ihm, es ist, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt ist ein günstiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrtester Herr Baron, eine ganz besondere geheimnisvolle Beziehung. Wir wollen sogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann.“

Damit löschte Schnüspelpold sämtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallspiegel hervor, und flüsterete dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorstellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechische Fürstin fixiren, und fest in den Spiegel hineinklicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Gestalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel, im Himmelsglanz überirdischer Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen, blendenden Lilienarmen, aus, als wolle sie den Geliebten umfassen. Näher und näher schwebte sie, der Baron fühlte den süßen Hauch ihres Athems auf seinen Wangen! — „O Entzücken — o Seligkeit!“ rief der Baron ganz außer sich, „ja holdes angebetetes Wesen, ja, ich bin Dein Fürst Theodoros, und kein schönes Trugbild aus Korkeholz — Komm in meine Arme, süße Braut, ich lasse Dich nimmer.“ Damit wollte der Baron die Gestalt erfassen. Im Augenblick verschwand aber alles in dicke Finsterniß, und Schnüspelpold rief zornig: „Knoblauch in Deine Augen! Du verdammter Hasenfuss! — Deine Vorschnelligkeit hat schon wieder alles verderben!“

Auch diesem Blättlein ist aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieses Blatt ist augenscheinlich nichts anders, als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzleiaffistenten Schnüspelpold geschrieben. Man bemerkt noch sehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel gefesselt. Es lautet, wie folgt:

Mein Hochverehrtester Herr Kanzleiaffistent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingestehen, und sie herzlich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der so wie ich von feuriger schwärmerischer Natur ist, und dabei vom ganzen süßen Wahnsinn der glühendsten Liebe befangen, wohl nicht im Stande seyn kann, mit Besonnenheit zu handeln, zumal, wenn Zauberei im Spiele, die ihn garstig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug bestraft worden dafür, daß ich aus Unvorsichtigkeit, aus Unkunde fehlte? — Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz B. bekannt wurde. Ueberall, wo ich mich blicken lasse, erkundigt man sich

mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böser Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält sich kaum zurück, mir ins Gesicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungslosigkeit. Dies ist leider mein Fall, in den brillantesten Zirkeln, wenn ich zu erscheinen gedanke als siegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und selbst die bornirtesten Kreise erheben sich über mich, und tölpeln die Nase eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer imposant fühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe schon nach London und Paris geschrieben, und werde das Kleid wählen, welches mir am tollsten, am bizarrsten scheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen, die all' mein Leben ist, und meine Hoffnung! O Gott, was fragt ein Herz voll Liebe nach neuemodischen Fracks, und dergleichen! — Ja! es giebt höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft! — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all' Ihre geheimnisvollen Kräfte auf, machen Sie gut, was ich verderb, stellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verderb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren Sie sehr! — Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigst ergebenster
Theodor, Baron von S.

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ungeheuren Unvorsichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, ist die cabbalistische Operation dennoch keinesweges ganz mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zauber zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Der Papagei war noch in magischem regungslosen Schlaf erstarrt. Meine Wundel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem sie ihr Idol, den Fürsten Theodor Capitanaki im höchsten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der forkerne Hasenfuss täppisch dazwischen gefahren sey, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzustossen, wenn Sie es nicht lieber selbst thun, oder ihm wenigstens mit dem magischen Messer die Pulsader aufzuschneiden, damit die Leute, die er so lange arglistig getäuscht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Dessen unerachtet, mein hochverehrtester Herr Baron, können Sie sich so gut als verlobt ansehen mit der Fürstin. Nur müssen Sie jetzt auf das sorglichste Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder aufs neue alles verderben. Fürs erste, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenstern vorüber. Außerdem, daß es sich schon an und für sich selbst sehr athem ausnimmt, wird auch dadurch die Fürstin immer mehr in ihrer vorgesetzten Meinung bestärkt, daß sie bloß ein forkner — aus dem Thiergarten sind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürstin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewissen träumerischen Zustande, in dem Sie, trägt mich nicht meine Wissenschaft, in jeder Nacht zur Mittags

nachtsstunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf dem Punkt zehn Uhr sich ins Bett legen, und überhaupt ein stilles, nüchternes abgeschiedenes Leben führen. Früh Morgens um fünf oder spätestens sechs Uhr stehen Sie auf, und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie sich ohne Schaden etwas toll gebärden, und vorliebte wahnsinnige Verse, sogar Ihre eignen, laut deklamiren, in so fern sie sich auf Ihre Liebe zur Fürstin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genossen) erlaube ich Ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnitzchen westphälischen Schinken oder ein paar Scheiben Salami, nebst einem Glase Iosfischen Biers zu sich nehmen. Punkt ein Uhr setzen Sie sich allein in Ihrem Zimmer zu Tische und essen einen Teller Kräutersuppe, dann etwas gebratenes Rindfleisch mit einer mittelmäßigen sauren Sauce, und gelüftet's Ihnen durchaus nach Braten, so nachher Sie geschickt mit gebratenen Tauben und Bratbechten, wozu Sie doch beileibe nicht etwa stark gewürzten Salat, sondern höchstens etwas Pflaumenmus genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flasche des hünen weißen Weines, welcher schon an und für sich selbst die gehörige Beimischung von Wasser hat. Sie bekommen den in allen Weinhäusern des Orts. Was Ihre Beschäftigung betrifft, so vermeiden Sie alles, was Sie erhitzen könnte. Lesen Sie Lafontain'sche Romane, Pfand'sche Comödien, Verse dichterischer Frauen, wie sie in allen neuen Taschenbüchern und Romanen stehen, oder was am Besten ist, machen Sie selbst Verse. Denn die psychische Quaal, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeisterung zu gerathen, hilft erpöntlich zum Zweck. Am meisten warnen ich Sie vor zwei Dingen. Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner, und machen Sie keinen Frauenzimmer den Hof. Jeder verlebte Blick, jedes süße Wort, oder gar ein Handkuß, ist eine schändliche That, die zur Stelle auf eine, Ihnen sehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Weiche zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simson'sche Haus. Amalia Simson, die Ihnen schon weiß machen wollte, ich sey ein Jude aus Smyrna, und die Fürstin sey meine wahnsinnige Tochter, sucht Sie in ihre Netze zu ziehen. Sie wissen vielleicht nicht, daß Nathanael Simson selbst das ist, wofür mich die saubere Tochter ausgab? Nehmlich ein Jude, unerachtet er Schinken frist und Schlachtwurst. Er ist auch im Complot mit der Tochter, macht er es aber zu arg, so soll ihm der Dämon, während er isst, zuzufen: „Gibt in Deine Speise, verurtheilte Mausche!“ und er ist verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten, Sie haben schon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein Hochverehrter Herr Baron, alle diese Vorschriften genau, so werden Sie sehr bald von mir weiteres vernehmen.

Mit der vorzüglichsten zc.

Aus den Notizen des Barons Mathias von F. sind hier folgende kurze Bemerkungen mitzutheilen:
Rein, es ist durchaus nicht zu ergründen, was in diesen jungen Menschen, in Deinen Neffen Theodor gefahren seyn muß. Er ist blaß wie der Tod, verstört in seinem ganzen Wesen, kurz, ein ganz anderer geworden, als er sonst war. — Um zehn Uhr Morgens besuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt dessen fand ich ihn, wie er eben frühstückte. Und rathe, worin sein Frühstück bestand? — Nein, das zu ratzen ist unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein paar dünne Scheibchen Salamiwurst, und daneben stand

ein mäßiges Glas, worin — Braumb'er perlte! — Erinnere Dich des Abtheus, den sonst Theodor gegen Knoblauch hegte! — Ist jemals ein Tropfen Bier über seine Lippen geglitten? — Ich bezugte ihm meine Verwunderung über das herrliche üppige Frühstück, das einzunehmen er im Begriff stehe. Da schwagte er viel verwirrtes Zeug durcheinander, von notwendiger strenger Diät — von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräutersuppen, von sauern Gurken, Bratbechten mit Pflaumenmus und wäsrichtem Wein. Die Bratbechte mit Pflaumenmus trieben ihm Thränen in die Augen. — Er schien meinen Besuch gar nicht gern zu sehen, deshalb verließ ich ihn bald.

Krank ist Dein Neffe nicht, krank nicht im mindesten, aber von seltsamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindesten Spuren geistiger Zerrüttung zeigt, so meint der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta leiden könne, die eben das Eigenthümliche hat, daß sie auf keine Weise, weder in physischer noch psychischer Hinsicht verspürt werden kann, und so einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen ist, weil er sich nirgends zeigt. Es wäre schade um Deinen Neffen! —

Was ist denn das? Soll ich denn abergläubischer Weise an Dämonen glauben? — Du weißt, ich bin von jeher gesunden festen Gemüths, und nichts weniger als zur Schwärmerei geneigt gewesen, doch was man mit eigenen Ohren hört, mit eigenen Augen sieht, das kann man sich doch mit dem besten Willen nicht abstreiten. — Mit der größten Mühe hatte ich Deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübsche Fräulein von L. war dort, im vollen Glanze des Beau Jour, gepußt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmuthig wie sie ist, den düstern in sich gekehrten Better an, und ich gewahrte mit welcher Gewalt Theodor sich zwang, nicht den Blick ruhen zu lassen auf der schönen Gestalt. Sollt' er eine tyrannische Geliebte haben, die ihn bespotirt? So dacht ich. Zehn Uhr war es gerade, als man sich zu Tische zu setzen im Begriff stand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von L. heran. „Wie Better, Sie werden mich doch zu Tische führen?“ So sprach sie mit naiver Lustigkeit, und hing sich ohne weitere Umstände in seinen Arm. Ich saß dem Paar gegenüber, und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der schönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank rasch hintereinander einige Gläser Champagner, und immer feuriger wurden seine Blicke, immer mehr verschwand die Todesbleiche von seinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Cousine, und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatsch, daß der ganze Saal widerhallte, und Theodor fuhr, entsetzt zurückprallend, nach seiner Bank, die kirschroth war und aufgeschwollen schien; dann rannte er wie unsinnig zum Saal heraus. Alle waren sehr erschrocken, vorzüglich die schöne Cousine, mehr aber, über Theodors Entsetzen und plötzliche Flucht, als über die Dirseige, die er von unsichtbarer Hand erhalten. Auf diesen tollen Geistesput schienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Kröpfeln durchbebt fühlte.

Theodor hat sich eingeschlossen, er will durchaus niemanden sprechen. Der Arzt besucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Coquette vermag? — Amalia Simson, die mir in den Grund der Seele zuwider ist, hat Schloß und Riegel durchdrungen.

Sie ist in Begleitung einer Freundin bei Theodor gewesen, und hat ihn überredet, nach dem Thiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegessen bei dem Banquier, und soll bei vorzüglicher Laune gewesen seyn, auch Gedichte vorgelesen haben, wodurch alle Gäste verschmeichelt worden sind, so daß er zuletzt mit der reizenden Amalia allein geblieben ist.

Es ist zu arg, es ist zu arg, mir geht's im Kopf herum, wie in einer Mühle, ich sehe nicht mehr fest auf den Füßen, mich treibt ein toller Schwindel! — Gestern werd' ich eingeladen von dem Banquier Nathanael Simson zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermüthe. Er ist wirklich da, eleganter, das heißt nährlicher, fabelhafter gekleidet als jemals, und geböhrtet sich als Amaliens entschiedenen Liebhaber. Amalie hat die verblühten Netze tüchtig aufgefrischt, sie sieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübsch und jung aus, so daß ich sie deshalb hätte zum Fenster hinauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände, Amalie wirft siegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wissen beide geschickt sich in ein Kabinett zu entfernen. Ich verfolge sie, schaue durch die halbgeöffnete Thüre, da schließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in seine Arme. Da geht es aber auch — Klatsch — Klatsch — Klatsch, und es regnet Ohrfeigen, von unsichtbarer Hand zugetheilt. Theodor taumelte halb sinnlos durch den Saal — Klatsch — Klatsch geht es immer fort, und als er schon ohne Hut auf der Straße entflieht, hört man es noch nachhallen, Klatsch — Klatsch — Klatsch — Amalie Simson liegt in tiefer Ohnmacht. — Die Spur des tiefen Entsetzens liegt auf den leichenblaffen Gesichtern der Gäste! — Keiner vermag eine Sylbe laut werden zu lassen über das, was geschehen. — Man geht in tiefem Schweigen, verstört, auseinander. —

Theodor wollte mich nicht sprechen, er schickte mir einen kleinen Zettel heraus, hier ist er:

„Sie sehen mich umgarnet von bösen unheimlichen Mächten! Ich bin der Verzweiflung nahe, ich muß mich lösen, ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlassen Sie mich nicht. Nicht wahr, wir reisen zusammen? — Wenn's Ihnen recht ist, in drei Tagen.“

Ich werde die nöthigen Anstalten zur Reise machen, und Dir, will's der Himmel, Drinen Keffen, allem tollen Spuk entrückt, frisch und gesund in die Arme zurückführen.

Es kann schließlich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftasche eingefügt werden, wahrscheinlich ist es die Abschrift eines Billets, das Schnüspelpold an den Baron schrieb.

„So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorschriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürstin zu erringen? — Hätte ich glauben können, daß Sie so leichtsinnig wären, als Sie es wirklich sind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im geringsten gerechnet. Offenbar hat sich der Prophet Sifur verückt. — Doch auch ein Wort des Trostes! — Da eigentlich nur die bösen Mänke des alten Juden und seiner Tochter an Ihrem Hauptvergehen Schuld sind, und Sie nicht aus eigener freier Willensbestimmung handelten, so hält der Zauber noch fest, und es kann alles ins Geleise gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorschriften befolgen, und vorzüglich das Simson'sche Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie sich in Acht vor dem Bankier, er treibt gewisse Künste, die zwar nur talmudisch genannt zu werden verdienen, eine eifrige Christenseele aber

doch ins Verderben stürzen können. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre etc.

(Astarte sogleich zur Bestellung übergeben.)

Fünftes Blättlein.

Dieses Blättlein ist von der Hand der Fürstin.

Was ist es mit dem seltsamen Zustande, der mich seit einigen Tagen ergriffen? Was begab sich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbst entrückt, mir nur ein namenloser Schmerz schien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunst der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnsucht ist, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich fest, welche unsichtbare Arme umschlingen mich, wie im Entzücken des glühendsten Verlangens? Und nicht loswerden kann ich mich, und es ist, als ob ich nur leben könnte in dieser Gewalt, die mein Inneres verzehrt wie aufgebredertes Feuer, aber diese Flammen sind Gefühle, Wünsche, die ich nicht zu nennen vermag! — Apokatastos ist traurig, läßt die Fittige hängen, und blickt mich an mit Augen, in denen sich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abspiegelt. Der Magus ist dagegen beherzter munter, ja zuweilen feck und übermüthig, und kann vermag ich in meiner Trostlosigkeit ihn in seine Säranke zurückzuweisen. — Nein, dieses arme Herz, es bricht, wenn dieser entsetzliche Zustand nicht bald endet. — Und hier in diesen Mauern, fern von der süßen Parnath —

Ich weinte, ich klagte laut, Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß sie meine Quaal verstand, da schloß Apokatastos die Flügel wie er es lange nicht gethan, und sprach: „Bald — bald — Geduld — Der Kampf beginnt!“ — Das Sprechen schien ihm sehr schwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetisch verschlossene Kapsel aufbewahrt, die sein munderbares Geheimniß enthält. An das Schloß dieses Schranke schlug Apokatastos so stark mit dem Schnabel, daß es innenab zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat hinein, und schien, als er das Beginnen des Vorpags gewahrte, heftig zu erschrecken. Apokatastos erhob ein solches durchdringendes entsetzliches Geschrei, wie ich es noch niemals von ihm gehört habe, rauschte mit den Flügeln, und flog endlich dem Magus gerade ins Gesicht. Der Magus rettete sich, wie gewöhnlich, ins Bett und zog die Decke über. Apokatastos sprach: „Noch nicht Zeit — aber bald Theodoros!“ — Nein, ich bin nicht ganz verlassen, Apokatastos ist es, der mich beschützt. — Maria, das arme Kind war heftig erschrocken, und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte sie an die Johannisnacht, da wurde sie wieder freundlich, und blieb auf mein Flehen, bis spät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich, wir spielten, wir sangen, wir lachten, wir lachten. Selbst das Spielzeug aus der Brieftasche, Band und Blume, mußte uns zu manchem Ergötzen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus streckte sein Haupt empor, und indem ich über sein possierliches Ansehen (er hatte wieder die Spigenhaube aufgesetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, versiel ich, da der Magus mich mit seinen fürchterlichen Augen anstarrte, wiederum in jenen hilflosen Zustand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden oberfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinschlug, und vernahm eben so deutlich das Klatschen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß ist die Arglist

und Bosheit meines Magus an allem Schuld' —
Der Katieman wird wirken," ruft in diesem Au-
genblick Apokatastos! — Freudiges Hossen leuchtet in
mir auf — O Theodoros!

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von Z.
wird folgendes im Zusammenhange beigebracht.

Es was Tolles geschehen, so folgt allemal das noch
Zollere. Theodor hatte sich von seinem Schmerz, seiner
Krankheitskur, so ziemlich erholt, und der joviale Ritt-
meister von B. vermochte so viel über ihn, daß er nicht
allein, unerachtet er nach Mecklenburg reisen wollen,
in Berlin blieb, sondern auch von seiner strengen Diät
nachlässig nachließ. In die Stelle der Salami trat ein
leichter italienischer Salat und ein wohlbereiteter
Borscht; in die Stelle des Jostischen Biers ein gutes
Weiß Portwein oder Madeira. Da der Appetit sich dar-
auf um ein Uhr noch nicht eingestellt, so wurde zwei
Stunden später in der Jagorschen Restauration nicht
ein gar zu mäßig gegessen, und eben so getrunken.
Das einzige, was der Rittmeister billigte, waren die
frischen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er in-
zwischen in Spazierritte verwanbelt wünschte. Des Ba-
rons seltsamer Zustand schien ihm nehmlich von einer
tiefen Hypochondrie herzuzühren, und das Reiten hielt
der Rittmeister für das beste Mittel dagegen, so wie
überhaupt für ein Universalmittel gegen Beschwerden
der verschiedensten Art. Zum Reiten wollte sich der
Baron, des zweifachen Unglücks, das er seit kurzer Zeit
erlitten, und Schnüspelpolds Warnung eingedenk, durch-
aus nicht entschließen. Von dem Baron konnte man
aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm
den nicht den festesten Charakter verliehen, und daß er,
ein schwaches Rohr, dem andringenden Sturm sich beug-
en mußte, um nicht zu zerbrechen. So geschah es denn
auch, daß er, als er einmal in der Jagorschen Restaura-
tion mit dem Rittmeister von B. gegessen, und dieser
um ein paar gesattelte Pferde vorführen lassen, sich
überreden ließ, das eine zu besteigen, und mit dem
Rittmeister nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den
mindesten Unfall ging alles glücklich von Statten. Der
Rittmeister konnte nicht aufhören, den Baron als den
gerlichsten geschicktesten Reiter zu rühmen, und dieser
erwarte sich ganz ungemein, daß man auch nun diesem
Vorzug, den ihm Natur und Kunst gegeben, Gerechtiz-
keit widerfahren lasse. Die Freunde tranken ganz ge-
müthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee,
und schlangen sich dann getrost wieder auf die Pferde.
Wohl natürlich war es, daß der Rittmeister sich mühte,
die eigentliche Ursache von Theodor's seltsamen Betra-
gen, von seiner durchaus veränderten Lebensweise zu
erfahren, und eben so natürlich, daß Theodor ihm dar-
über nichts rechtes sagen konnte und durfte. Nur dar-
über ließ der Baron sich aus, daß an einem großen Un-
gemach an einer Duaal, die er leiden müsse, (er meinte
wohl die ihm von unsichtbarer Hand zugetheilten Dyr-
thigen) niemand anders Schuld sey, als der alte Nathanael
Simson und seine erobersüchtige Tochter. Der
Rittmeister, dem beide, Vater und Tochter, längst ganz
unanschicklich waren, begann wacker auf den alten
Juden zu schimpfen, ohne zu wissen, was er denn dem
Baron Arges angethan, und auch der Baron erbißte
sich immer mehr, so daß er zuletzt dem Bankier Alles,
was er erlitten, in die Schuhe schob, und fürchterliche
Wache beschloß. So ganz Grimm und Jörn, kam der
Baron in die Nähe des Simson'schen Landhauses. — Die
Freunde hatten nehmlich den Weg über des Hofjägers
Wüstung eingeschlagen, und ritten die Straße neben den
Landhäusern herab. Da erblickte der Baron im offenen
Reitbule des Landhauses eine Tafel, an der Nathanael

Simson mit seiner Tochter und mehreren Gästen, beim
Defert eines reichen Mittagmahls saß. Schon war die
Dämmerung stark eingebrochen, und es wurden eben
Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Ge-
danke. „Thue mir," sprach er leise zum Rittmeister,
„thue mir den Gefallen, und reite einmal langsam vor-
wärts; ich will hier mit einem Mal allen bösen Strei-
chen des arglistigen Juden und seiner aberwitzigen To-
chter ein Ende machen." „Nur kein dummes Zeug, lieber
Bruder, das Dich wieder blamirt vor den Leuten,"
warnte der Rittmeister, und ritt, wie Theodor ge-
wünscht, langsam die Straße herab. Nun näherte sich
der Baron leise, ganz leise dem Gitter. Ein überhän-
gender Baum versteckte ihn, daß ihn niemand aus dem
Hause gewahren konnte. Hinein, rief er mit einer
Stimme, der er so viel tiefbröhnendes, schauerlich ge-
spenstisches gab, als nur in seinen Kräften stand: „Na-
thanael Simson — Nathanael Simson — friß't Du mit
Deiner Familie? Gift in Deine Speise, verruchter
Mauschel! Es ist Dein böser Dämon, der Dich ruft!"

— Diese Worte gesprochen, wollte der Baron schnell
hineinspringen ins Gebüsch, und so wahrhaft geister-
artig verschwunden seyn. Doch der Himmel hatte einen
andern Ausgang des Abentheurers beschlossen. Plötzlich
stetisch geworden, bockte und bäumte sich das Pferd, und
alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen,
blieb ganz vergebens. Nathanael Simson hatte vor jä-
hem Schreck Messer und Gabel fallen lassen — die ganze
Gesellschaft schien erstarrt; der das Glas an den Mund
gebracht, hielt es fest, ohne zu trinken; der ein Stück
Kuchen in der Kehle, vergaß das Schlucken; als nun
aber das Trappeln und Schnauben und Wiehern des
Pferdes vernommen wurde, sprang Alles auf vom Ti-
sche und rannte schnell ans Gitter. „Ei, ei, sind Sie
es, Herr Baron? — Ei, schönen guten Abend, lieber
Herr Baron — wollen Sie nicht lieber absteigen, vor-
trefflichster Dämon!" So schrie Alles durch einander,
und das unmäßige Gelächter erschallte, das jemals ge-
hört worden, während der Baron ganz Wuth und Verz-
weiflung, sich vergebens abquälte, um sich zu retten aus
dieser Traufe von Verhöhnung und tödtendem Spott.
Der Rittmeister, der den Lärm vernahm, und sogleich
ein neues Malheur seines Freundes vermuthete, kam
zurück. So wie das Pferd des Barons ihn ansichtig
wurde, war es, als sey plötzlich der Zauber gelöst, von
dem es festgebannt, denn sogleich flog es mit dem Baron
dem Leipziger Thore zu, und zwar in keineswegs wildem,
sondern ganz anständigem Galopp; der Rittmeister ver-
ließ den Freund nicht, sondern galoppierte ihm treulich
zur Seite.

„D daß ich nie geboren wäre! O daß ich nimmer
diesen Tag erlebt hätte!" rief der Baron tragisch, als
beide, er und der Rittmeister, abgestiegen waren vor
seiner Wohnung. — „Der Teufel," sprach er dann,
indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug,
„der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu! —
Die ärgste Schmach, die hab' ich heute davon erlebt!"
— „Siehst Du," sprach der Rittmeister sehr ruhig
und gelassen, „siehst Du nun wohl, lieber Bruder, da
schießt Du wieder etwas auf's Reiten und auf das edle
Geschlecht der Pferde, was ganz allein Deine Schuld
ist. Fragtest Du mich erst, ob mein Gaul sich auf dämo-
nische Beschwörungen verstehe, ich hätte „Nein!" ge-
antwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben." —
Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele, auch
gegen Schnüspelpold, denn zu seinem Entsetzen hatte er
ihn unter Simsons Gästen bemerkt.

Herr Baron!

Der gestrige Auftritt vor meinem Gartenhause war bloß abscheulich und lächerlich dazu. Niemand kann sich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müssen wir beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unser Haus. Sehr bald ziehe ich nach die Stadt, und wenn Sie, werthester Herr Baron, vielleicht wieder Geschäfte machen wollen, in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comptoir. Ich empfehle mit Sie ganz ergebenst zc.

Berlin, den —

Nathanael Simson,
für mich und meiner Tochter Amalie Simson.

Sechstes Blättlein.

Auch hier sind drei Blättchen in eines zusammen zu ziehen, da sie in gewisser Art den Schluß der Abenteuer bilden, die sich mit dem Baron Theodor von S. und der schönen Griechin begaben. Auf dem ersten stehen wiederum Worte, die von dem Kanzleiaffistenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet sind. Nämlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Trostlosigkeit reissen, und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befestigt und das meinige. Schon habe ich es gesagt, die Sterne sind Ihnen günstig; was andern zum höchsten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie ans Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simsons Gartenhause, von dem ich Zeuge war, Zeuge seyn mußte, hat alle Schlingen zerissen, in die Sie der arglistige Alte verstricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorschriften streng befolgt haben, gar nicht ausgegangen, und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiset sind. Zwar mag ersteres daher rühren, daß, nach dem letzten Auftritt, Sie überall, wo Sie sich blüden ließen, ein wenig gesoppt und ausgelacht wurden, letzteres aber, weil Sie noch Wechsel erwarten; doch das gilt gleichviel. In der künftigen Aequinoctialnacht, das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürstin auf ewig an Sie fesselt, so daß sie nimmer von Ihnen lassen kann. Auf den Schlag zwölfs Uhr finden Sie sich in griechischer Kleidung ein, im Thiergarten bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den, in wenigen Tagen darauf, die feistlichen Gebräuche der griechischen Kirche heiligen sollen. — Es ist nöthig, daß Sie sich bei der Ceremonie im Thiergarten ganz lebend verhalten, und bloß meinen Winken folgen. Also diese Nacht, Punkt zwölfs Uhr, in griechischer Kleidung sehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichsten zc.

(Amarot zur Bestellung gegeben.)

Das zweite Blatt ist von einer sehr feinen, doch leserlichen Hand geschrieben, die sonst in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zusammenhängende Erzählung.

Auf derselben Bank im Thiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnisvolle Brieftasche gefunden, sah der Baron Theodor von S. in einem Mantel gehüllt, den griechischen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber. Die Mitternachtstunde schlug. Ein rauher Herbstwind

strich durch Baum und Gebüsch, die Nachtögel schwebten sich kreisend durch die saufenden Lüfte, immer schwärzer wurde die Finsterniß, und wenn die Mondesichel auf Augenblicke die Wolken durchschneidet, und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpfen in den Gängen seltsame Spukgestalten auf und ab, und trieben ihr unheimlich Wesen mit tollem Spiel und flüsterndem Geistergespräch. Dem Baron wandelte in der tiefen Einsamkeit der Nacht ein Grauen an. „Es beginnt,“ sprach er, „das Fest der Liebe, das Dir versprochen? — O all ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflasche mit Jamaitarum gefüllt, und dem griechischen Cofium unbeschadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluß und“ — da zogen plötzlich unsichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entsetzt sprang er auf, und wollte fliehen, doch ein herrlicher melodischer Laut ging durch den Wald, ein helles Echo antwortete, der Nachtwind säufte milder, stierend brach der Mond durch die Wolken, und in seinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Gestalt. „Theodoros,“ hauchte sie leise, indem sie den Schleier zurückschlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürstin in der reichsten griechischen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem schwarzen aufgesetzten Haar. — „Theodor,“ sprach die Fürstin, mit dem Ton der innigsten Liebe, „Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe Dich gefunden, — ich bin Dein — empfang' diesen Ring.“ — In dem Augenblicke war es, als halle ein Donner Schlag durch den Wald, und eine hohe, majestätische Frau, mit reinem gebietendem Antlitz, stand plötzlich zwischen dem Baron und der Fürstin. „Aponomeria,“ schrie die Fürstin auf, wie in dem Schreck des freubigen Erwachens aus finstrem Traum, und warf sich an die Brust der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchdrang. Den einen Arm um die Fürstin geschlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgestreckt, sprach die Altmutter mit feierlichem, das Innerste durchdringendem Tone: „Vernichtet ist der höllische Zauber des schwarzen Dämons — er liegt in schmachtvollen Banden, Du bist frei, hohe Fürstin — o Du mein süßes Himmelstkind! — Schau auf, schaue Deinen Theodoros!“ — Ein blendender Glanz ging auf, in ihm stand eine hohe Heiligengestalt auf muthigem Streifroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf dessen eine Seite ein rothes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern, ein aus der Asche steigender Phönix abgebildet! —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzleiaffistenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen stehen nur wenige Worte von der Hand der Fürstin.

„O all ihr Heiligen, all' ihr ewigen Mächte des Himmels! an den Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt, schwindelnd wollte ich hinabstürzen, da brach der Zauber durch Dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha! ich bin frei — frei! zertrümmert sind alle Bande! — Er ist mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfand' ich nicht Mitleid mit seinem Glend! — Großmüthig will ich ihm sein magisches Spielzeug lassen. — Theodoros, ich habe Dich erschaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichste Zukunft entgegenstrahlte! — Ja! ich, ich würde die Palmen und Lorbeeren, die Deine Krone schmücken sollen! — O! halt Dich mein Herz! — Springe nicht vor namenlosem Entzücken, Du starke Brust! — Nein! — gern will ich harren in diesen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Theodoros mich ruft! —

Artemeria ist ja bei mir, und der Magus bezwun-

gen!" —
Nicht an den Rand dieses Blättleins hat Schnü-

spold geschrieben:
„Ich erbe mich in mein Schicksal, das durch die
Hand der Fürstin noch leidlich genug ist. Hat sie mir
doch meinen Haarzopf gelassen, und manches andere
kleine Spielzeug dazu. Gott weiß aber, wie es mir
künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die
Schuld meiner Thorheit, denn unerachtet aller meiner
cabbalistischen Wissenschaft sah ich doch nicht ein, daß
ein fantastischer Eleganz zum Höheren eben so wenig
zu brauchen ist, als ein Korbstöpsel, und daß der The-
osophen des Propheten Sifur eigentlich ein viel geschick-
teres Männlein war, als der Herr Baron Theodor von
E., und also auch viel eher als dieser, der Fürstin für ih-
ren geliebten Theodoros Capitanaki gelten konnte.“

Es können noch einige Notizen des Barons Achatus
von F. folgen.

„Die Geschichte hat großes Aufsehen in B. gemacht.
— Ganz durchdringt, von Kälte erstarrt, kam gleich
nach Mitternacht Dein Neffe zu Kempfers. — Du weißt,
daß so ein Lustort im Thiergarten benannt wird — in
schöner türkischer, oder wie man meinen will, neu-
griechischer Tracht, und hat, daß man ihm Thee mit
Kum oder Punsch bereiten möge, wenn er nicht sterben
soll. Das geschah. Bald aber fing er an, verwirrte Res-
sen zu führen, so, daß Kempfer den Baron, den er zum
Hilf kamte, da er oftmals draußen gegessen, für bes-
tig erkrankt halten mußte, und ihn zu Wagen nach der
Stadt in seine Wohnung schaffen ließ. Die ganze Stadt
glaubt, er sey wahnsinnig geworden, und will schon in
manchem Streich, den er vorher austausen lassen, die
Spur dieses Wahnsinns finden. Nach der Versicherung
der Aerzte leidet er aber blos an einem sehr heftigen
Fieber. Freilich sind seine Fantasien von der wunderlich-
sten Art. Er spricht von cabbalistischen Kanzleiaffisten-
ten, die ihn verhext haben, von griechischen Prinzessin-
nen, magischen Briefschaften, sibyllischen Papageien
hineinander. Vorzüglich kommt er aber nicht von der
Dare ab, daß er mit einer Enguze vermählt gewesen und
die untreu geworden, weshalb sie ihm nun aus Rache
das Blut aussauge, so daß ihn nichts retten könne, und
er bald sterben müsse.“

— Laß, mein Freund, nur alle Besorgnisse fahren,
Dein Neffe ist in der vollsten Besserung. Immer mehr
weilern sich die schwarzen Gedanken, und er nimmt
schon an allem Antheil, was das Leben schönes und herr-
liches für ihn hat. So freute er sich gestern ganz er-
staunlich über die Form eines neumodischen Huts, den
der Graf von E. trug, welcher ihn besuchte, so daß er
im Bette selbst den Hut aufsetzte, und sich den Spiegel
bringen ließ. — Er ist auch schon Hammelcoteletts,
und macht Verse. — Spätestens in vier Wochen bringe
ich Dir Deinen Neffen nach Mecklenburg; in Berlin
darf er nicht bleiben, denn wie gesagt, seine Geschich-
ten haben zu großes Aufsehen gemacht, und er würde,
so wie er sich nur zeigte, aufs neue das Gespräch des
Tages werden zc.

— Also nach zweijähriger Abwesenheit ist Dein Neffe
glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Grie-
chenland gewesen ist! — Ich glaube es nicht, denn,
daß er so geheimnißvoll thut mit seiner Reise, daß er
bei jeder Gelegenheit sagt: ja wenn man nicht in Morea
— in Sypern u. s. w. war — das ist mir gerade ein
Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß Dein Neffe,
war er wirklich in Griechenland, nicht Anticyra besucht

hat, und eben so ein närrischer Fantast geblieben ist,
als er es sonst war. — Apropos! — Ich schicke Dir
den Berliner Taschenkalender von 1821, in welchem,
unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem
Leben eines Fantasten, ein Theil der Abenteuer Deines
Neffen abgedruckt steht. Das Gedruckte macht auf
Theodor einen erstaunlichen Eindruck, vielleicht erschaut
er seine kuriose Gestalt im Spiegel, und schämt und
bessert sich. — Gut wär's, wenn auch die neuen Aben-
thuer, bis zum Zeitpunkt als er Berlin verließ, abge-
druckt werden könnten zc.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm seyn,
nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit
dem Willet an den Herrn Kanzleiaffistenten Schnüspold
geschickt hatte, dieses Willet uneröffnet zurück-
brachte, und berichtete, daß nach der Aussage des Haus-
wirths, dort der bezeichnete Mann nicht wohne, und
auch niemals gewohnt habe. Gewiß ist es also, daß die
Fürstin ihrem Magus die Aushändigung des Vermächtni-
sses an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm aufer-
legte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von seiner Arg-
list und Lücke nicht ablassend, erst einen sehr groben
Brief schrieb, und dann den guten Hff. durch ein ab-
scheuliches Gaukelspiel auf schöne Weise mystifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Vision im Thiergarten
der Fürstin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne
mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und
daß die Fürstin in Gefolge dessen zurückgekehrt ist in ihr
Vaterland, das Alles ergibt sich aus den an Hff. ge-
richteten Versen. Besagte Verse sind dem Hff. deshalb
besonders ein liebes und werthes Andenken von einer
unvergleichlichen Person, weil er darin, mittelst allerlei
poetischen Redensarten, als ein Magus behandelt wird,
und noch dazu als ein guter, welcher mit schönen Zau-
feskünsten nichts zu thun haben mag. Solches ist ihm
noch gar nicht geschehen.

— Wunderbar, endlich, mag es auch seyn, daß das,
was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffen
leere Fabel schien, Andeutung ins Blaue hinein, in die-
sem Jahr (1821) in den Ereignissen des Tages eine
Basis gefunden.

Wer weiß, wach ein Theodoros in diesem Augenblick
die Kreuz- und Phönixfahne schwingt.

Sehr schade ist es, daß in den Fragmenten durchaus
nirgends der Name der jungen griechischen Fürstin vor-
kommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und
blos dadurch ist er abgehalten worden, sich im Fremden-
bureau nach der vornehmen griechischen Dame zu er-
kundigen, die zu Ende Mai Berlin verlassen.

So viel ist gewiß, daß die Dame nicht die Madame
Dublina seyn kann, die Napoli di Romania belagert
hat, denn die Braut des Fürsten Theodoros ist von
Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es
sich aus ihren Versen hinlänglich ergibt.

Sollte jemand von den geneigten Lesern Näheres von
der unbekanntenen Fürstin und dem wunderlichen Kan-
zleiaffistenten Schnüspold erfahren, so bittet Hff. be-
müthiglich, es ihm durch die Güte einer Hochlöblichen
Kalenberdeputation freundlichst mittheilen zu wollen.

Geschrieben im Junius 1821.